

# Mehr schwere Traumata sind zu befürchten

Seit dem Beginn des Ukraine-Krieges ist das Team des Ambulatoriums für Folter- und Kriegsoffer in Zürich besonders gefragt

REBEKKA HAEFELI

Naser Morina befand sich mit der Familie in den Skiferien, als er die Nachricht von der Invasion in die Ukraine vernahm. Sein neunjähriger Sohn war früh erwacht und setzte sich im Hotelzimmer vor den Fernseher. Der Primarschüler war besorgt über das, was er sah. Er weckte die Eltern und wollte wissen, was der Krieg für die Familie zu bedeuten habe.

Morina ist Psychotherapeut, Psychotraumatologe und Co-Leiter des Ambulatoriums für Folter- und Kriegsoffer am Universitätsspital Zürich. An jenem Morgen in den Skiferien orientierte er sich zunächst selber über die aktuelle Lage. Dann erklärte er seinen drei Kindern, sie befänden sich in der Schweiz in Sicherheit, auch wenn die Situation insgesamt labil und unkontrollierbar scheine. Danach verbrachte Naser Morina den Tag wie vorgesehen mit seiner Familie beim Skifahren. Er sagt: «Ich merkte, dass ich die Nachrichten aus der Ukraine dosiert aufnehmen muss; das Thema Krieg beschäftigt mich schon genug bei der Arbeit.»

## Erinnerungen an Kosovo

Bei ihm lösten die Meldungen über die Invasion jedoch weit mehr als professionelle Gefühle aus. Die Nachrichten aus Osteuropa waren für ihn persönlich sehr beklemmend; erst recht, da seine eigene Lebensgeschichte mit Kriegsgeschehnissen verknüpft ist. «Der Kriegsausbruch in der Ukraine löste bei mir ein kurzes Flashback aus», erzählt er. «Ich weiss durch Erzählungen meiner Grosseltern, wie sich Luftangriffe in der Nacht anfühlen.»

Naser Morina, der Mitte vierzig ist, kam mit seiner Mutter als Teenager in die Schweiz, nachdem sein Vater Kosovo schon früher verlassen hatte. Den Krieg Ende der 1990er Jahre erlebte er aus der Ferne, aber in grosser Sorge um seine Grosseltern, die sich weigerten, sich ent wurzeln zu lassen und zu flüchten. Beide haben den Krieg überlebt, ihr Haus allerdings war nach zwei Bränden zerstört.

Den Ratschlag, Berichte über den Ukraine-Krieg dosiert zu konsumieren, gibt Morina allen in der Schweiz, die ihn danach fragen. Dazu meint er: «Es geht darum, die eigenen Gefühle ernst zu nehmen und für sich selber eine Art Kontrolle in der Informationsflut zu erlangen. Zudem sollte man im Sinne einer Realitätsüberprüfung immer wieder auch überlegen, wie wahrscheinlich das Risiko ist, dass hier etwas passiert.»

Sich abzugrenzen, fällt vielen Flüchtlingen schwer, die Naser Morina und Matthis Schick, der zweite Co-Leiter des



Seine eigene Lebensgeschichte ist mit Kriegsgeschehnissen verknüpft: Naser Morina (links) leitet mit Matthis Schick das Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer am Universitätsspital Zürich.

KARIN HOFER / NZZ

Ambulatoriums für Folter- und Kriegsoffer, in den Räumlichkeiten im Universitätsquartier behandeln. Bei manchen liegt die eigene, oft traumatische Flucht erst kurze Zeit zurück. Viele befinden sich mitten in einer aufwühlenden Therapie aufgrund einer posttraumatischen Belastungsstörung.

## Schockstarre und Rückzug

Die Konfrontation mit Kriegsbildern kann bei diesen Menschen Flashbacks und dissoziative Zustände auslösen, eine Art Wiedererleben, verbunden mit Ängsten, Alpträumen, einem starken Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht sowie Kontrollverlust. Sie verlieren durch scheinbar belanglose Auslöser den Bezug zum Hier und Jetzt. Sie verfallen in eine Schockstarre, ziehen sich zurück, werden aggressiv oder depressiv und leiden unter Konzentrationsstörungen. Diese können das soziale Leben stark beeinträchtigen. Die negativen Auswirkungen auf persönliche Beziehungen, auf die Arbeitsstelle und die Integration sind naheliegend.

«Der Krieg in der Ukraine ist momentan in jeder Therapiestunde ein Thema», erzählt der Psychiater Matthis Schick. «Die meisten Patienten kommen von

sich aus auf die Aktualität zu sprechen. Flüchtlinge haben ein sehr sensibles Bedrohungsradar. Im Moment sind alle sehr betroffen.» In den Therapien kämen auch widersprüchliche Gefühle zur Sprache.

## Bittere Erkenntnisse

«Alle freuen sich darüber, dass die Ukrainerinnen und Ukrainer in der Schweiz mit offenen Herzen und Sympathie empfangen werden», führt Schick aus. «Manche fühlen allerdings gleichzeitig eine gewisse Bitterkeit. Sie selber wären ebenso darauf angewiesen gewesen, willkommen zu sein.»

Der Umgang mit den ukrainischen Geflüchteten sei ein anderer als jener mit Geflüchteten aus Afghanistan oder aus afrikanischen Ländern, sagt Naser Morina. «Ein Kurde aus Syrien, der bei mir in der Therapie ist, erklärte mir ohne Vorwurf, er spüre eine gewisse Ungleichbehandlung. Mit seinem schweren Schicksal hätte er sich dieselbe Solidarität gewünscht.»

Ein anderer Flüchtling, ein Mann aus Sri Lanka, äusserte gegenüber Morina die Befürchtung, die Schweiz bald verlassen zu müssen. «Er sagte zu mir: «Wahrscheinlich werden wir nun abgeschoben, jetzt kommen die Neuen, mit

denen sich ganz Europa beschäftigt.» Mit der Frage, warum die Sympathien gegenüber Flüchtlingen ungleich verteilt scheinen, haben sich die Co-Leiter des Ambulatoriums am Zürcher Unispital intensiv auseinandergesetzt. Sie vermuten, dass die Ukraine von den meisten Leuten in der Schweiz als europäisches Kulturland wahrgenommen werde; entsprechend nahe fühlten sich viele den nun Geflüchteten.

## Die «Guten» und die «Bösen»

Matthis Schick erklärt, die Schweizerinnen und Schweizer seien im Vergleich zur Situation bei anderen bewaffneten Konflikten unmittelbarer bedroht von möglichen Auswirkungen dieses Krieges. Als Stichworte nennt er Rohstoffpreise, eine mögliche Rezession und nicht zuletzt grosse Flüchtlingsströme.

Dazu komme, sagt Schick, dass die Kriegsparteien und der Konflikt in der Ukraine auf einer oberflächlichen Ebene leicht erkennbar seien. «Man scheint sich einfach mit den «Guten» identifizieren und von den «Bösen» abgrenzen zu können. Dafür sind viele von uns empfänglich.»

Grundsätzlich ist laut Naser Morina bei schwerstraumatisierten Menschen

eine möglichst frühe psychotherapeutische Intervention wichtig. Er erklärt allerdings, bei den meisten ukrainischen Flüchtlingen, die bisher – in einer ersten Welle – den Weg in die Schweiz gefunden hätten, erwarte er nur wenige Traumatisierungen, die zwingend psychotherapeutisch behandelt werden müssten.

In einer zweiten Welle allerdings, wenn Ukrainer in Zürich einträfen, die selber gekämpft hätten, verwundet worden seien, Familienmitglieder verloren oder diese sterben gesehen hätten, seien mehr schwere Traumata zu befürchten. «Man weiss aus anderen Kriegen, dass sich zwischenmenschliche Erfahrungen am tiefsten auswirken», sagt Morina und nennt ein weiteres Beispiel: Wenn der Nachbar oder ein Freund beispielsweise plötzlich mit dem Gegner kollaboriere, könne daraus ein schwerer Vertrauensverlust auch im späteren Alltag resultieren.

Der Psychotherapeut erklärt, seine eigene Geschichte helfe ihm dabei, die Patientinnen und Patienten zu verstehen und ihre Gedanken einzuschätzen und einzuordnen. Er fürchtete damals im Krieg in Kosovo zwar nicht direkt um sein Leben, doch bei den Bränden im Haus der Grosseltern wurde auch sein Jugendzimmer zerstört. «Ein Teil meiner Biografie wurde ausgelöscht.»

## Kein Vergleich zu früher

Im Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer, in dem Morina seit 2008 arbeitet, müssen Betroffene sechs bis acht Monate auf einen Therapieplatz warten. Jährlich werden derzeit rund 180 bis 200 Patientinnen und Patienten behandelt; bei einem Drittel von ihnen handelt es sich um Neuaufnahmen.

Je 20 bis 25 Prozent der Patienten stammen aus afrikanischen Ländern wie Eritrea und Somalia, aus Afghanistan oder Syrien sowie aus der Türkei. Weitere Betroffene sind aus Sri Lanka geflüchtet. Zwei Drittel sind Männer, ein Drittel Frauen. Zugewiesen werden sie von Hausärztinnen, von Sozialarbeitern, Deutschlehrerinnen oder auch von Fachpersonen in Asylzentren.

Matthis Schick sagt, die Akzeptanz des Ambulatoriums sei seit der Eröffnung 2003 stark gewachsen. Das Angebot, das von der Gesundheitsdirektion und der Integrationsfachstelle des Kantons Zürich sowie dem Staatssekretariat für Migration finanziell unterstützt werde, sei heute etabliert. «Früher wurden manche Flüchtlinge jahrelang im Asylsystem herumgeschoben, und niemand merkte, dass sie traumatisiert waren.» Die heutige Situation sei damit zum Glück nicht vergleichbar.

# Unispital ist bereit, hundert Kriegsverletzte aufzunehmen

Nicht nur ukrainische Zivilisten, sondern auch verletzte russische Soldaten würden bei Bedarf behandelt

JAN HUDEC

Weit über 3 Millionen Menschen sind bereits aus der Ukraine geflüchtet. Die meisten sind zumindest körperlich unversehrt. Doch je brutaler und langanhaltender der Krieg wird, desto mehr Verletzte wird er auch fordern. Das Universitätsspital Zürich (USZ) hat sich nun anboten, bis zu hundert Kriegsverletzte aufzunehmen. Und dies unabhängig von deren Herkunft, Glauben oder Verletzungsart, wie der CEO Gregor Zünd sagt. Das sei ihm wichtig. Es würden bei Bedarf also auch verletzte russische Soldaten im Unispital behandelt. «Menschen sind Menschen», sagt Zünd.

Das Unispital war vom IKRK angefragt worden, ob es Kriegsverletzte aufnehmen würde. Man habe sogleich zugesagt, berichtet Zünd gegenüber der NZZ. Das Spital habe, wie andere Spitäler in der Schweiz auch, eine lange humanitäre Tradition. Auch in anderen Krisen habe man ausgeholfen – nicht

nur im Fall von Kriegen. Um für die Verletzten aus dem Ukraine-Krieg bereit zu sein, hat das Unispital eine Task-Force ins Leben gerufen. Ihr gehören unter anderem Unfallchirurgen, Notfallmediziner und Anästhesiologen an. In einem ersten Schritt sei es darum gegangen, herauszufinden, welche Ressourcen und welches Material überhaupt benötigt würden, sagt der ärztliche Direktor Jürg Hodler.

## Experten beigezogen

Man habe dabei unter anderem auch auf die Expertise von Hans-Christoph Pape, dem Direktor der Klinik für Traumatologie, zählen können. Im Universitätsklinikum in Aachen hat er bereits Erfahrungen gesammelt mit der Behandlung von Verletzten aus dem Syrien-Krieg. Auch dort war die Bevölkerung stark betroffen. Die Verletzten litten häufig an offenen Frakturen und Infekten und zudem an Verletzungen, wie sie von starken

Druckwellen bei Bombenexplosionen ausgelöst würden. Im letzteren Fall sind meist die Lungen betroffen. Weil Russland auch die Standorte von Atomkraftwerken angegriffen habe, habe man zudem Experten für die Behandlung von Strahlenopfern beigezogen, sagt Hodler.

Aber wie sieht es mit den Kapazitäten im Spital aus? Schliesslich sind die Intensivstationen ja noch immer stark mit Covid-Patienten belegt. «Es ist klar», sagt Zünd, «wir könnten nicht auf einen Schlag hundert Kriegsverletzte aufnehmen.» Damit sei aber auch nicht zu rechnen. Patienten würden sukzessive verlegt, höchstwahrscheinlich per Flugzeug im Auftrag des IKRK. Mit einem Regal-Jet könnten vier liegende Patienten transportiert werden, mit dem speziell ausgestatteten Airbus der deutschen Bundeswehr wären es über zwanzig. Mehr kämen kaum auf einmal in Zürich an.

Das USZ werde zudem auf sein gutes Netzwerk setzen. Man stehe in engem Austausch mit anderen Unispitälern in

der Schweiz sowie anderen Zürcher Spitälern. Einerseits bestünde die Möglichkeit, Covid-Patienten in andere Spitäler zu verlegen, andererseits wären auch andere Häuser sicherlich bereit, Kriegsverletzte aufzunehmen. «Die Solidarität ist gross unter den Spitälern», sagt Zünd.

Man würde wohl schon am Flughafen versuchen, die Patienten zu triagieren. So kämen Brandverletzte wahrscheinlich ins USZ, weil das Spital darauf spezialisiert ist. Patienten, die keine hochspezialisierte Behandlung benötigten, könnten hingegen gut auch anderweitig untergebracht werden.

## Kontakt mit Spital in Kiew

Es ist aber nicht nur eine Frage der Kapazitäten, auch das nötige Material muss vorhanden sein. In einem Bereich herrscht Knappheit, beim Fixateur externe. Dabei handelt es sich um eine Vorrichtung, mit der Knochenbrüche stabilisiert werden – ein starres Gestell mit

langen Schrauben, das von ausserhalb des Körpers im Knochen fixiert wird. Das Spital habe bereits eine grössere Bestellung aufgegeben, sagt Hodler – auch eine Extracharge für ein Spital in Kiew, mit dem das USZ regen Kontakt pflegt. Schliesslich sei es am sinnvollsten, den Verletzten gleich vor Ort zu helfen.

Medizinisches Personal wollte das USZ hingegen nicht in die Ukraine entsenden. «Unsere Leute sind nicht geschult für Kriegseinsätze», sagt der CEO Zünd. «Und wir müssen weiterhin auch hier unsere hochstehende Medizin praktizieren.» Es gebe aber Mitarbeitende, die sich bei der Organisation Médecins Sans Frontières engagierten und auch in Krisengebieten arbeiteten.

Noch mussten am Zürcher Universitätsspital keine Kriegsverletzten aus der Ukraine behandelt werden. Ukrainische Flüchtlinge suchen das USZ aber schon rege auf. Meist handle es sich dabei um Personen, denen die Medikamente ausgegangen seien.